

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30585-8

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

In einem Dorf in der Haute Provence wird eine ganze Familie brutal ausgelöscht. Fünf Menschen wird die Kehle durchgeschnitten, einziger Überlebender ist ein Säugling, Séraphin. Dieser kommt 20 Jahre später in sein Heimatdorf zurück und erfährt zum ersten Mal die schreckliche Geschichte. Séraphin beschließt, sein Haus Stein für Stein abzutragen, den Zeugen des Mordes seinerseits zu zerstören. Mit bloßen Händen »ermordet« er das Haus und entdeckt dabei in einem Mauerloch eine Dose voller Goldstücke und drei Schuldscheine mit den Namen der Mörder seiner Familie, wie der junge Mann glaubt.

Doch der wahre Hergang ist ein ganz anderer, und Séraphins Verdächtige – deren Töchter sich um den schönen, geheimnisvollen Séraphin streiten – finden nacheinander den Tod, denn es gibt jemanden, der alles weiß . . .

Pierre Magnan wurde 1922 in Manosque (Basses-Alpes) geboren. Er hat über 20 Bücher veröffentlicht, von denen mehrere preisgekrönt, in zahlreiche Sprachen übersetzt und verfilmt wurden. Im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen: ›Tod unter der Glyzinie‹ (Bd. 16549), ›Das Zimmer hinter dem Spiegel‹ (Bd. 16550), ›Tod in Bronze‹ (Bd. 16320), ›Kommissar Laviolettes Geheimnis‹ (Bd. 16864), ›Laviolette auf Trüffelsuche‹ (Bd. 16865) und ›Der Mörder mit der schönen Handschrift‹ (Bd. 17162).

Pierre Magnans Website: www.lemda.com.

Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de

Pierre Magnan

Das ermordete Haus

Ein Kriminalroman aus der Provence

Aus dem Französischen von
Jörn Albrecht u. a.

Fischer Taschenbuch Verlag

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von einer Arbeitsgruppe des Instituts für Übersetzen
und Dolmetschen der Universität Heidelberg
unter der Leitung von Jörn Albrecht.

3. Auflage: September 2009

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 2007

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
›La maison assassinée‹ bei Editions Denoël, Paris
Copyright © 1984 by Editions Denoël, Paris
Deutsche Erstausgabe Fretz & Wasmuth Verlag, Bern 1999
Alle deutschsprachigen Rechte beim
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-16680-0

*Für meine Schwester
Alice Magnan*

~ Prolog ~

MONGE war auf der Hut. Dies war eine jener Nächte, die es einem geraten scheinen lassen, wachsam zu sein, um bösen Überraschungen aus dem Weg zu gehen; eine Nacht, in der man den Atem anhält, in der man in dieser Gegend auf alles gefasst sein muss.

Monge hatte soeben in den Ställen die Pferde trockengerieben, die für die Post nach Gap bestimmt waren und die vor Nässe triefen wie Scheuerlappen. Früh um drei würde er aufstehen müssen, um ihnen Futter zu geben; denn in der Dämmerung würde man sie als Zugpferde vor den Leiterwagen spannen, mit dem die Post nach Embrun befördert wurde.

Gerade hatte er den Handwerksgesellen, der zwischen den Pferdegeschirren auf einem Haufen von Postsäcken Quartier bezogen hatte, mit einem Laib Brot und einer Hartwurst versorgt. Bei Einbruch der Dunkelheit war er eingetroffen, der Bursch, als hätte man gerade noch auf ihn gewartet, herausgeputzt wie ein junger Bräutigam, mit seinem bändergeschmückten Stock. Obwohl er völlig durchnässt war und sein Gesellenhut vor Feuchtigkeit glänzte, hatte er den Anwesenden, die mit weit aufgerissenen Augen das Halbdunkel zu durchdringen versuchten, ein »Grüß euch Gott, alle zusammen!« zugerufen. Monge hatte ihn ohne Umschweife zu den Pferdeställen gebracht.

Der Fuhrhalter hängte seine Pelerine hinter der Tür auf und betrachtete seine Angehörigen mit diesem neuen Blick, den er seit einiger Zeit für alles hatte.

Die Hängelampe brannte noch nicht. Das Licht des Herdfeuers genügte für die üblichen Verrichtungen. An den Wänden, an denen grüne Salpeterblumen blühten, zeichneten sich die vom Zucken der Flammen zerfetzten Schatten der Zimmergenossen ab, die sich unter der niedrigen Decke aufhielten.

Am Boden piepste *le caquois*, das Küken, in seiner Wiege vor sich hin. Die Girarde stand auf. Sie legte einen Stapel Betttücher ordentlich auf einer Ecke der Backruhe zurecht. Sie nahm das Kleine in ihre rotgescheuerten Hände und setzte sich dem *Papé*, dem Opa, gegenüber an die andere Seite des Kamins.

Beim ersten Geräusch des sich öffnenden Mieders verstummte das Kind wie durch ein Wunder. Es hielt sich mit beiden Händen an der Brust fest, die seine Mutter ihm darbot, und sogleich hörte man, untermalt vom Knistern des Feuers, auf dem die abendliche Suppe kochte, nur noch die Sauggeräusche seiner ungeduldigen Lippen.

Der *Papé* hielt seinen zahnlosen Mund ungeniert geöffnet und sah sich an diesem für ihn immer wieder neuen Schauspiel satt. Er hatte seine Freude an diesem beginnenden Leben, zu dem er genug eigenes beigesteuert zu haben glaubte, um sein Fortleben zu sichern.

Dieser Großvater war überhaupt ein Philosoph. Seitdem ihm die Zähne ausgefallen waren, kaute er keinen Tabak mehr. Fünfzig Jahre lang hatte ihn unaufhörliches Kauen den Geräuschen seiner Umwelt entzogen, so dass er nun alles mit neugeschärften Ohren aufnahm.

An jenem Abend erlosch sein Interesse für die Brust seiner Tochter mit einem Schlag. Sein Blick kletterte die Wand hoch bis zu den grünen Salpeterblumen. Ohne den Kopf zu bewegen, rief er mit seiner tonlosen Stimme nach seinem Schwiegersohn:

»Monge, hörst du nichts?«

»Was soll ich schon groß hören?«, brummte Monge.

Der Papé wandte den Kopf, ohne zu antworten. Aus seinen Ohren quoll weißes Haar hervor. Er spitzte sie, so gut er konnte, um die Geräusche zu erhaschen.

Draußen erfüllte das Rauschen der Durance, die ihr ganzes Bett von den brüchigen Uferhängen bei Dabisse bis zum Deich von Peyruis in Anspruch nahm, das Tal mit einem Lärm, der alles mit sich riss, das Klagen des Sturms, die Geräusche einer hin und wieder vorbeierollenden Kutsche oder einer in einem Schafstall zusammengedrängten Herde.

In diesem Getöse rollender Steine, das den Schutzwall der Mauern mühelos durchdrang, war das anzügliche Gekicher der beiden älteren Mongekinder, die sich unter dem mit einem Wachstuch bedeckten Tisch verstohlen kitzelten, kaum zu vernehmen.

Monge zuckte mit den Schultern; dennoch begab er sich zu der Fensterluke über dem Spülstein und hob den Vorhang.

Die Nacht, die sich vor ihm auftat, war genau so, wie er sie sich vorgestellt hatte. Der Himmel, aus dem sich seit drei Wochen Wassermassen ergossen, hatte wie jeden Abend bei Einbruch der Dämmerung aufgeklart. Die noch regenschweren Wolken zogen über den vollen Mond hinweg. Im kalten Licht schoss der Strom zwischen seinen kaum auszumachenden Ufern dahin.

Das Wasser floss dick und zäh wie Mörtel; die Untiefen der Furten warfen Wellenkämme auf, und die Wasseroberfläche erschien Monges Blicken in den Farben der Fäulnis.

Zwischen der Durance und der Poststation *La Burlière* erhob sich hinter der Straße ein schöner weißer Damm – der aufgeschüttete Schotter für die Bahngleise. Er endete dort vorne. Morgen würden – dampfend unter dem Regen und vom Gequietsche und den Rauchwolken der Lokomotiven begleitet – hundert Arbeiter auftauchen. Sie würden mit dem Gleisbau dort weitermachen, wo sie am Vorabend aufgehört hatten. Sie würden den Damm um zwanzig, dreißig Meter verlängern, und dies jeden Tag, bis sie hinter der nächsten

Biegung verschwinden würden. Und die Schienen würden Rost ansetzen in Regen und Wind, und eines schönen Tages, wenn Sisteron, wenn Gap erreicht war, würde der Zug an La Burlière vorüberfahren, und Schluss würde sein mit Monges Beruf. Aber Monge begegnete diesen Aussichten, die sein Leben einschneidend verändern konnten, mit der mechanischen Gleichmut, die er allen Ereignissen entgegenbrachte – seit jenem Abend.

Er hatte einen bitteren Zug um den Mund, dieser Monge. Eine fixe Idee quälte ihn wie ein Geschwür. Seit Monaten lebte er nun schon wie in Trance. Seit jenem Tag, an dem er die Kellertreppe heraufgekommen war und dabei rein zufällig durch einen Spalt der nicht ganz geschlossenen Falltür eine behaarte Pranke bemerkt hatte, die sich hastig vom Handgelenk der Girarde zurückzog, auf das sie sich schützend gelegt hatte. Er hatte nichts wissen wollen, nichts in Erfahrung zu bringen gewagt. Die Szene hatte sich ohnehin blitzartig abgespielt. An jenem Tag, einem Samstag, waren die Wagen aus allen Himmelsrichtungen in La Burlière zusammengelassen. Zahlreiche Fuhrleute brachen auf, kamen an, wollten etwas zu trinken haben. Dabei entstand in Haus und Hof ein Durcheinander von Flüchen, Rufen, Peitschengeknall, Gelächter, von Hin- und Hergelaufe genagelter Schuhe. Wie hätte man in diesem Tohuwabohu denjenigen herausfinden sollen, der sich diese Geste erlaubte? Eine offenbar willkommene Geste, denn die Girarde hatte ihre Hand nicht zurückgezogen. Überhaupt hätte man erst einmal das Bedürfnis danach haben müssen. Monge hatte der Antrieb dazu gefehlt. Er war zu sehr überrascht worden, um sich unbedacht auf ein Drama einzulassen. Das hätte alle seine Pläne durcheinander gebracht. Er hatte sich also nichts anmerken lassen, aber seither war er ins Grübeln geraten.

Er beobachtete schweigend, wie sich diese neue Frau an seiner Seite entfaltete, ohne einen Unterschied zur früheren feststellen zu können. Er belauerte sie leidenschaftlich und

ließ dabei keinerlei Veränderung in seinem gewöhnlichen Gesichtsausdruck durchschimmern. Und seine Verstellung war belohnt worden. Eines Nachts war er von einem seltsamen Geräusch aufgewacht. Es kam von der Girarde, die neben ihm träumte. Sie schrie leise im Schlaf. War es der Schrei eines verwundeten Tiers, war es ein Brunftschrei? Monge hätte es nicht zu sagen gewusst. Die Schreie waren jedenfalls nicht für ihn bestimmt. Sie gingen über seinen Kopf hinweg, sie gingen durch ihn hindurch. Es waren Hilfeschreie oder auch Freudenschreie, die sich an irgendjemanden richteten.

Dies geschah noch mehrere Male im Laufe der Nächte, während unter der Bettdecke der Bauch der Girarde sich mehr und mehr zu einem Hügel auswuchs, der das gesamte Bettzeug für sie beanspruchte. Monge zündete die Ollampe an und blieb minutenlang auf den Ellbogen gestützt liegen und beobachtete die dicken Lippen der Girarde. Niemals entglitt ihnen ein deutlich vernehmbares Wort, aber die Heftigkeit, mit der die zusammenhanglosen Worte hervorgestoßen wurden, boten Monges Einbildungskraft einen weiten Spielraum, dem er keinerlei Beschränkung auferlegte. Die Erregung legte sich übrigens ebenso plötzlich, wie sie begonnen hatte. Schlagartig nahm das Gesicht der Schläferin wieder seine runde Form, seinen zufriedenen Ausdruck an, als habe der Traum, der sich in ihrem Unterbewussten geformt hatte, es vermocht, sie zu besänftigen.

Unter diesen hartnäckig wachenden Blicken erwachte die Girarde nie. An Monge war es schließlich, die Lampe auszublasen und aufgewühlt liegen zu bleiben, Trost zu suchen in den Geräuschen, die von draußen hereindringen, im Wind in den Pinien, dem Murmeln der Durance, dem Glockengeläut dort oben bei den Klosterbrüdern von Ganagobie, die dieser Welt Lebewohl gesagt hatten, in der die Frauen im Ehebett laut im Traum redeten.

Aber kaum erwachte er morgens, fing er wieder an zu grübeln. Mehrmals wurde er von den Kutschern und Pferde-

knechten grob angefahren, weil er ihnen die Ersatzpferde verkehrt hingehalten hatte.

Er grübelte noch weit mehr, als die Girarde niederkam. Als das Kleine auf die Welt kam, zeigte es, sechs Stunden lang, ein für alle fremdes Gesicht, ein Gesicht, das es in der Familie nie gegeben hatte. Kein Gesicht von hier. So erschien es Monge jedenfalls. Auch war es ihm vorgekommen, als ob die Hebamme voll dunkler Ahnungen die Augen abwandte, als sie es vor sich hochhielt; als ob sie versuchte, es aus dem Kerzenlicht zu halten; als ob sie es, wenn sie sich getraut hätte, gern unter ihre Schürze gestopft und das Köpfchen unter ihren Arm genommen hätte, um es zu ersticken, wie man ein zuckendes Täubchen erstickt. Und weiterhin hatte Monge den Eindruck, dass die Girarde, unter dem Vorwand, Schmerzen zu haben, den Kopf hartnäckig gegen die Wand presste, als offenbare sich in dem Kind eine allzu offenkundige Wahrheit.

Monge hatte dagestanden wie ein vom Blitz Getroffener.

Seitdem war das Wickelkind blond und glatt geworden wie ein Engelchen an der Kirchendecke. Das unbekannte Aussehen hatte sich in seinem seraphischen Gesicht verloren. Aber diese ursprünglichen Gesichtszüge, so trügerisch sie sein mochten – die hatte Monge sich eingepägt. Die späteren sah er nicht. Er wandte sich ab, um sie nicht zu sehen.

Wie er so seinen Erinnerungen aus jüngster Zeit nachgrübelte, fiel ihm im Spiegel der Fensterluke das Bild des Würmchens ins Auge, das sich an die Brust seiner Mutter klammerte. Er drehte sich um und ging zu dem großen Tisch zurück, wo die beiden Älteren zu seinen Füßen flüsterten und glucksten. Mit einer heftigen Bewegung riss er die Tischschublade auf. Gründlich musterte er ihren Inhalt und stieß sie wieder zu.

Dann strich er mit der Hand über den Staub auf der Backtruhe. Er wühlte in der Schachtel, in der die Knöpfe aufbe-

wahrt wurden. Er nahm die Kurbel der Standuhr von der Wand, steckte sie in die Öffnung des Zifferblatts und kurbelte, ganz langsam, die Gewichte hoch. Den Zeiger stellte er um zehn Minuten vor.

»Monge!«, rief der Papé. »Hörst du denn wirklich nichts?«

Monge gab keine Antwort. Zerstreut winkte er ab. Er hatte die alte Flinte vom Kaminsims heruntergenommen. Mechanisch überprüfte er das Schloss.

Die Girarde gab dem Würmchen die andere Brust. Sie hielt den Kopf leicht geneigt und ließ ihren Mann nicht aus den Augen. Von Fieberkrämpfen, die sie im Säuglingsalter befallen hatten, war ihr ein schielendes Auge zurückgeblieben, das ohne klares Ziel leicht nach oben blickte. Das andere folgte jedoch, genau ausgerichtet und hellblau, mit größter Wachsamkeit jeder Bewegung Monges.

Seit Monaten beobachtete sie ihn ohne Unterlass. Er veränderte sich von Woche zu Woche. Sie hatten sich in den zwölf Jahren gemeinsamen Lebens nie viel zu sagen gehabt, aber es herrschte wenigstens Friede zwischen ihnen. Jeder ging seiner Arbeit nach, und darüber hinaus ersetzte der tiefe Schlaf der Erschöpften die Zärtlichkeiten. Wenn ihr je einmal nach Zärtlichkeit zumute war... Aber das waren ja gerade die Anwandlungen, die man in Monges Gegenwart besser verscheuchte.

Sollte er einen Schimmer von Glück in ihrem gesunden blauen Auge entdeckt haben? Das fragte sie sich jeden Abend, wenn er ins Grübeln verfiel...

Monge legte die Flinte zurück und schickte sich langsam an, sein Reich zu erkunden. Er öffnete die knarrende Schranktür, musterte die Vorräte, die Marmeladengläser. Er zählte die Seifenstücke, die pyramidenförmig auf dem Regal gestapelt lagen. Danach hängte er den Kalender, den *calendrier des Postes*, wieder gerade. Irgendjemand musste ihn verrückt haben.

Seit er ins Grübeln verfallen war, kam es oft vor, dass er alle seine Besitztümer auf diese Weise inspizierte. Man hatte den

Eindruck, als kenne er sie persönlich, bringe sie ins rechte Gleichgewicht. Im Übrigen gab er sich nicht damit zufrieden, sie zu betrachten. Er betastete sie wie ein Blinder. Die Krüge und die buntbemalten Kaffeegläschen, die auf der Anrichte aufgereiht standen, die großen Olivenölfaschen in den dunklen Ecken, die Stöße von Kupferkasserollen, die Brottruhe, das Kohlebecken, die Nähmaschine Marke *Cornelia*, auf alle diese Gegenstände legte er die Hände, als ob er ihre mit den Fingern ertastete Gestalt für immer festhalten wollte.

Mehr noch, er befüngerte jede Wand, strich mit der Hand über jeden rauen Winkel, an dem er seine Haut seit seiner Kindheit einmal aufgekratzt hatte. Er streichelte die Wölbung eines Steins, der zu groß war, um gerade mit der Wand abzuschließen, und den man dennoch mit Gips überzogen hatte. An diesem Stein hatte er sich den Kopf aufgeschlagen, als ihn sein Vater eines Tages mit einem Fußtritt gegen die Wand befördert hatte. Er wusste nicht mehr warum ...

Was jedoch Monge vor allen anderen Dingen anzog, war der finsterste Winkel zwischen dem Kamin und der Stelle, wo die Reisigbündel lagerten. Dort hing an einer Schnur unter dem Bratspieß an der Wand, der nur an Weihnachten abgenommen wurde, ein Salzbehälter aus Tannenholz. Er war von einem fernen Vorfahren zu provisorischem Gebrauch zusammengebastelt worden, und sein Holz wurde nun seit vielleicht hundert Jahren dunkler und dunkler. Üblicherweise gab sich Monge damit zufrieden, sich vor dem Kasten aufzupflanzen, und wenn er dort stand und sich mit seinen klobigen Fingern das Kinn knetete, hatte man den Eindruck, als geriete er in noch tieferes Grübeln.

An diesem Abend nahm er ihn nun plötzlich ab, diesen Salzbehälter. Er fuhr mit der flachen Hand über die dahinter liegende Stelle, die sich hell von der dunklen Wand abhob. Seine Stirn furchte sich in angestrengtem Nachdenken. Plötzlich bückte er sich. Er presste seine Handflächen auf den Rand der Feuerstelle, dort, wo die Asche fast ganz erkaltet

war. Zwischen den Fingern zerdrückte er einige Stückchen erloschener Holzkohle und schwärzte mit den Händen, die ihm als Kelle dienten, sorgfältig die Stelle hinter dem Salzkasten. Danach hängte er ihn wieder zurück.

Der Girarde und dem Opa waren keine einzige seiner Bewegungen entgangen. Als er sich ihnen wieder zuwandte, bemühten sie sich, seinen Blick aufzufangen; doch seine Augen waren blank wie die eines Pferdes.

»Monge, wenn du dieses Mal wieder nichts hörst, dann musst du schwer von Begriff sein!«

Der Alte war halb aus seinem Sessel aufgestanden. Er drehte sich zur Tür hin, deren Falle unter den Stößen des Sturms im Schließblech klapperte.

Es war, als habe das Haus vom Land abgelegt, als sei es ihm entwischt und gleite nun auf der Durance dem Meer entgegen. Aus dem allgemeinen Getöse war nur das Brausen der großen Bäume im Sturm herauszuhören. Was hätte man da sonst noch hören sollen?

Nichtsdestoweniger trat Monge von neuem an die Fensterluke, um sich Gewissheit zu verschaffen. Am Ende des zuletzt verlegten Schienenstücks schimmerte eine Draisine mit Handantrieb schwach in der Dunkelheit, beide Antriebshebel hoch zum Himmel erhoben. Weiter hinten bürstete die gewaltige Strömung der Durance das halbverwelkte Weidenlaub gegen den Strich, dem Wind entgegen. Im Mondlicht trieb ein großer umgestürzter Baum auf dem Fluss dahin und zog zwischen den Fangarmen seiner Wurzeln kleine Strudel hinter sich her.

Über den tobenden Fluten erschien auf der Fensterscheibe, vom Herdfeuer hingeworfen, das Bild der Girarde und des Würmchens an ihrer Brust. In ihrer Zartheit und Zerbrechlichkeit trotzte dieses Bild der Madonna mit dem Kinde der wilden Gewalt der Nacht. Es überdeckte flackernd die Windhosen, die sich bis auf den Grund der Strömung herabsenkten, Jagdhörnern gleich ihre Klagerufe ausstoßend.